



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

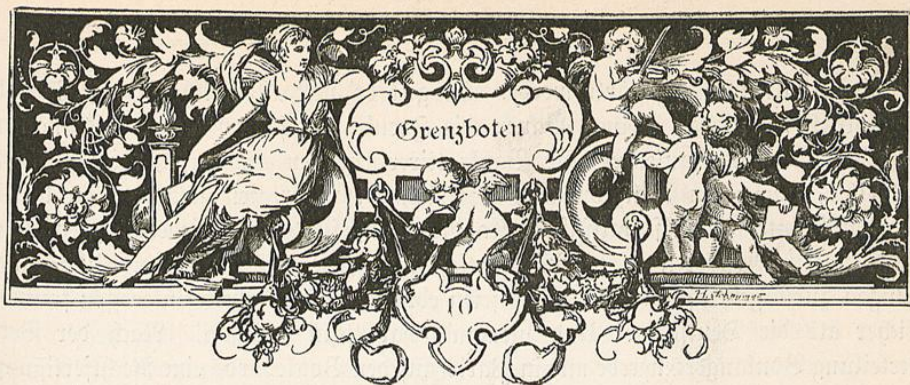
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sozialdemokratie auf dem Lande und die evangelische Kirche : aus
Hessen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Sozialdemokratie auf dem Lande und die evangelische Kirche

Aus Hessen



Die Nachrichten über die Ergebnisse der letzten Reichstagswahl haben gewiß bei allen Freunden des Vaterlandes tiefes Bedauern erregt. Im Vordergrund des Interesses stehen natürlich die Erfolge der Sozialdemokraten. Nicht bloß in den Städten haben sie immer weitere Kreise der Bevölkerung mit ihren tollen Ideen angesteckt, sondern auch auf dem platten Lande, das ihnen sonst verschlossen war, sind sie mit ansehnlichen Ziffern aufgetreten. Es liegt in dem Evangelium der Sozialdemokraten ein wunderbarer Zauber für die Faulen, die Leichtsinigen, die Zurückgekommenen, und an solchen fehlt es auch auf dem platten Lande nicht.

Der unsinnige Kleiderluxus, das kostspielige Wirtshausleben, dem auch das Landvolk mit jedem Jahre mehr verfällt, der Leichtsin in der Eheschließung und bei andern wichtigen Geschäften haben seit zwanzig Jahren eine allmähliche Verarmung weiter Kreise unsrer Landbevölkerung zur Folge gehabt. Statt sich nach der Decke strecken, will es jeder dem andern zuvorthun, sucht er andern und sich seine wahre Lage zu verheimlichen; er verfällt dem Wucherer, der ihn nach einigen Jahren kaltblütig abschlachtet und aus dem Hause wirft. So gehen ganze Dörfer, ganze Gegenden zu Grunde. Wer dann solche auf die Straße geworfene Proletarier zu seiner Gefolgschaft haben wird, läßt sich leicht voraussehen.

Es ist eine Lebensfrage für unser Land, daß der kleine und mittlere Bauernstand, der eigentliche Kern des Volkes, der mit seinem frischen Blute auch den andern Ständen immer wieder neue Kräfte zuführt, in seinem Be-

stande erhalten und gestärkt werde. Da gilt es vor allem Abwehr der Sozialdemokratie, die dem kleinen Bauer die Freude an seinem Leben leid machen würde, ihn zum Faulenzer und Bankrottierer erziehen und in ihm alle höhern Gefühle, vor allem Religion und Vaterlandsliebe, ertöten würde. In diesen Tagen konnte es ein sozialistischer Kandidat angesichts des Niederwalddenkmals wagen, seinen Hörern zu sagen, Deutschland müsse den Franzosen Elsaß-Lothringen zurückgeben. Die Franzosen seien edler und den Arbeiterinteressen freundlicher als die Deutschen. Und niemand hat Pfui gerufen! Nach der Verurteilung Boulangers wurde mir in Paris auf den Boulevards eine Rechtfertigung des Exgenerals in die Hand gegeben. Der edle Mann beteuerte natürlich seine Unschuld gegenüber all den Punkten, wegen deren ihn das Tribunal verurteilt hatte. Auch über die vielen Hunderttausende, die unter seinem Ministerium aus den geheimen Fonds ausgegeben worden sind und über die niemand Auskunft geben konnte, gab er eine Auskunft, die für uns sehr interessant ist. Er sagte, daß er sie zur Gründung des Avenir national verwendet habe, eines Blattes, das er gegründet habe, um mit den deutschen Sozialdemokraten Fühlung zu bekommen. Das französische Tribunal, das ihn gerne schuldig fand, hat ihm nicht geglaubt. Was sollten wir glauben? Auch der Aufenthalt der achtzig deutschen Sozialisten in Paris scheint ihr Vaterlandsgefühl nicht gekräftigt zu haben.

Dieses Gefühl des Hasses gegen unser Vaterland geht durch die ganze Partei. Es ist eine eminente Gefahr, die uns hier droht. Alle andern Parteien sollten sich gegen diesen einen Feind zusammenschließen, der sie doch alle vernichten will. Die Zeit, wo man die Sozialdemokraten für edle Phantasten und ungefährliche Träumer hielt, ist vorüber, wie auch die Zeit, wo man dachte, wenn man sie als politische Partei behandle und auf ihre zum Teil berechtigten Wünsche eingehe, würde man sie unschädlich machen; die Theorie von dem Ventil trifft hier nicht zu. Hier ist keine politische Partei, wie es andre Parteien sind, hier ist eine Räuberbande, die den Umsturz auf ihre Fahne geschrieben hat. Hier giebt es nur ein Mittel, das schon einmal von Lasker in seiner guten Zeit anempfohlen wurde und mit dem man auch eine Räuberbande zwingt: die Gewalt.

Das bisherige Sozialistengesetz hat die weitere Verbreitung der sozialistischen Lehren nicht hindern können, es hat aber doch ihre öffentlichen Ausschreitungen zurückgehalten. Die Bestie war da und knurrte, aber sie konnte nicht beißen. Wenn es wegfiel, trieben wir der sozialen Revolution zu. Es muß den Sozialisten mit aller Deutlichkeit klar gemacht werden, daß sie keine Aussicht zur Verwirklichung ihrer tollen Träume haben. Ein Trost ist es für jeden Deutschen, daß er auf einen Kaiser blicken kann, der den Ernst der Zeit versteht und der dem Ernste der Zeit gewachsen ist. Mögen seine Bemühungen zur Besserung des Loses der Armen von Erfolg gekrönt sein! Es wird ihm

von dem gegenwärtigen Geschlechte der Arbeiter zwar nicht gedankt werden, aber doch von einem spätern, in anderm Geiste herangewachsenen Geschlechte. Daß unser Volk zur Würdigung der ihm gewordenen Freiheiten erst erzogen werden muß, haben die letzten Jahrzehnte bewiesen.

Wer die letzte Pariser Ausstellung besuchte, konnte außer dem Eiffelturm auch sonst noch recht Interessantes sehen. Er konnte das französische Volk sehen, denn die französische Regierung, für die die Ausstellung eine willkommene Gelegenheit bot, ihre sehr erschütterte Stellung zu befestigen, hatte es durch musterhafte Veranstaltungen ermöglicht, daß man auch aus den entferntesten Departements mit wenig Kosten die Ausstellung besuchen konnte. Da sah man die Besucher mit ihren zum Teil noch sehr altfränkischen Trachten, ihren sonnverbrannten Gesichtern, ihren rauen Arbeitshänden. Es waren meist kleine, magere, aber muskulöse Leute, und vor allen Dingen nüchterne Leute. Man sah keinen Betrunknen, hörte kein wüstes Gejohle; es zeigte sich auf den Nasen nicht das verdächtige Rot, Blau oder Schwarz, das je nach dem Grade des Alkoholismus so manche deutsche Nase verunziert. Auch der Pariser Arbeiter, der mit Familie des Sonntags eins der bois besucht und aus dem mitgebrachten Henckelkorbe mit den Seinen seine Wurst und seinen billigen Landwein verzehrt, macht einen durchaus soliden Eindruck. Ebenso der Bürger und der Kaufmann. Allen Gesichtern war ein gewisser Ernst aufgeprägt; alle zeigten sich bei dem Besuch der denkwürdigen Stätten von Patriotismus erfüllt, aus aller Augen loderte derselbe patriotische Zorn über ihr „zerrissenes“ Vaterland. Und was muß man bei uns hören? Trotz aller Kriegervereine, trotzdem daß die Schule ihre Pflicht thut, verfällt ein großer Teil unsers Volkes dem Alkohol, der Armut, der Vaterlandslosigkeit. Angesichts des großen Krieges, den wir über kurz oder lang doch sicher mit Frankreich zu führen haben werden, fragt sich, ob das Genie und die Kriegserfahrung unsrer Heeresleitung diese Nachteile wird ausgleichen können. Die Sozialdemokratie in den Städten stumm und das kommende Geschlecht von ihr abwendig zu machen, wird ein schweres Stück Arbeit werden; aber die Arbeit ist nötig, sie muß gethan werden.

Viel leichter ist jetzt noch dem weitem Umsichgreifen der Sozialdemokratie auf dem Lande zu begegnen. Die abgegebenen Stimmen sind meist solche von Arbeitern, die Werktags in den großen Städten arbeiten, aber ihre Familie und ihre Wohnung auf dem Lande haben. Sie sind meistens Säufer, schlechte Haushalter, die mit ihren Eltern und Kindern der Gemeinde zur Last fallen. Denn in diesem Stücke nehmen sie ihren sozialistischen „Staat“ voraus, daß sie sich schon jetzt nicht mehr die Mühe geben, die alten Eltern und die kleinen Kinder selbst zu versorgen. Sie glauben selbst nicht an die Möglichkeit eines Umsturzes, auch sind sie, da sie fast nichts lesen, zum Teil auch nicht mehr lesen können, noch nicht tief in die Lehren der Sozialdemokratie eingedrungen. Sie gleichen bösen Schulkindern, die einen schlaffen Lehrer gehabt haben. Bekommen sie einen

thatkräftigen, so sind sie bald wieder in Ordnung. Wird der Sozialismus in den Städten in strammer Zucht gehalten, verlaufen die ersten sozialistischen Putsch, die wir sicher bekommen werden, ergebnislos, so lassen sie es. Mittel, sie wieder zu bessern und endlich zu guten Staatsbürgern zu machen, ließen sich viele angeben. Ich nenne einige.

1. Man hat den Arbeiter zur Versicherung gezwungen. Das ist gut. Man gehe auf diesem Wege weiter. Stadt- und Landgemeinden seufzen unter einer riesig anwachsenden Armenlast. Alle Fonds, die eine fromme Vorzeit zum Besten der Armen vermacht hat, reichen nicht mehr aus. Man räume den Stadt- und Gemeinderäten das Recht ein, einen Mann, der ein notorischer Verschwender ist und später mit den Seinigen der Gemeinde zur Last fallen wird, schon in jungen Jahren zu einer weiteren Versicherung zu zwingen, indem ihm ein Teil des Lohnes abgezogen und kapitalisiert wird, damit die Gemeinde nachher von diesem Kapitale die Unterstützung seiner Angehörigen bestreiten kann. Ein solches Gesetz würde zur sittlichen Erziehung des armen Volkes wesentlich beitragen.

2. Man mache endlich einmal die Wünsche des Vereins gegen Trunksucht zum Gesetz und beschränke die Zahl der Kneipen. Man scheue sich nicht, das Gesetz auf die sogenannten höhern Stände anzuwenden. Diese mögen dem Volk ein gutes Beispiel geben.

3. Man stärke die Verantwortlichkeit und Befugnis der Ortspolizei und weise derartige Übertretungen nicht mehr an die Gerichte.

4. Man beseitige die Bürgermeisterwahl auf dem Lande, die unsre Dörfer so fürchterlich entmenslicht hat. Man kann die Wahl dem Kreisausschuß übertragen, der ja auch aus der Wahl des Volkes hervorgegangen ist, da bleibt die wüste Wühlerei aus den Gemeinden weg.

5. Man stärke die Befugnis der Lehrer und Schulvorstände gegen Kinder und Eltern. Man erschrecke nicht und sehe es nicht als „mittelalterliche Barbarei“ an, wenn ein künftiger deutscher Reichsbürger, der auch ein künftiger Sozialdemokrat sein kann, die Zuchttrute zu schmecken bekommt. Es ist eine Grausamkeit gegen den Lehrer, die Anforderungen zu steigern und ihm doch die Zuchtmittel zu nehmen. Man gebe dem Lehrer auch weitgehende Strafbefugnis gegen die Besucher der Fortbildungsschule.

6. Man stärke die Stellung des evangelischen Pfarrers. Die evangelische Kirche allein ist es, nicht der Einfluß der Gutsherren und Landräte, die bisher ein weiteres Umsichgreifen der Sozialdemokratie auf dem Lande verhindert hatte. Man kann es überall verfolgen, wo die evangelische Kirche ihren Einfluß verliert und zu einer Schatteneinrichtung herabsinkt, da kommt mit der Zeit, nachdem allerlei Zwischenstufen durchgemacht worden sind, bei den Armen die Sozialdemokratie. Die weiß die Leute wieder zusammenzufassen, die bringt ein neues Evangelium und einen neuen Heiland.

Nicht umsonst hat der bekannte französische Sozialist als Motto auf den Kopf seines Blattes gedruckt: Ni Dieu, ni maître. Hat das arme Volk keinen Gott mehr, in dem es zufrieden ist, ist ihm das, was ihm in den Kinderjahren als heilige und gewisse Wahrheit vorgehalten worden ist, Lüge und Pfaffen-
 trug geworden, erfunden, um das arme Volk durch das Versprechen des Jenseits über das Elend des Diesseits zu täuschen, so ist einem solchen eben nichts mehr heilig, am wenigsten der Geldsack des Fabrikanten. Er sieht sich an als genarrt und betrogen. Wenn die neue Zeit mit ihrer Sturzflut von Gesetzen so vieles Alte geändert hat, warum nicht auch die Einrichtung des Eigentums? „Man muß nur die Mehrheit haben, und die haben wir, wenn wir einig sind: dann machen wir die Gesetze.“ Was will man dem entgegenhalten? Vorläufig Gendarmen, dann Kanonen; das hilft aber auf die Dauer nicht. Diesem Materialismus ist nur durch den Idealismus zu begegnen, den das Christentum predigt.

Die Stellung der evangelischen Kirche muß gehoben werden, das sollten alle, die den Staat, wie wir ihn jetzt haben, behalten wollen und lieben, einsehen. Sie hat es auch sehr nötig, daß ihre Angehörigen und alle Freunde des deutschen Vaterlandes wieder einmal einen freundlichen Blick auf sie werfen. Sie ist im Verlauf der letzten Jahrzehnte sehr an die Wand gedrückt worden, man hat ihr viele Wurzeln abgegraben. Der Materialismus richtet seine Verheerungen hauptsächlich in ihren Reihen an; der Katholik bleibt im Gehorsam gegen seine Kirche.

Wer nun dem Materialismus verfallen ist, wer den Glauben an einen persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit des Geistes als eine Kinderkrankheit betrachtet, die unter dem scharfen, aber reinen Hauche der Wissenschaft bald verschwinden müsse, für den hat das Schicksal der Kirche der Reformation kein Interesse. Aber diese bilden nur eine verschwindende Zahl, die Mehrzahl unsers evangelischen Volkes, auch der Gebildeten, ist durchaus nicht gleichgiltig gegen ihre Kirche. Das zeigte das Lutherjahr und so manches andre hoffnungsvolle Zeichen der Zeit. Und sie möchte ich aufrufen, zu der Kirche ihrer Vorfahren und ihrer Jugend wieder in ein näheres Verhältnis zu treten.

1. Vor allen Dingen dadurch, daß sie sich mehr um das kümmern, was die evangelische Kirche ist und will. Man kann da heutzutage die bodenloseste Unwissenheit antreffen. Wenn man z. B. in den Museen und Kirchen Italiens mit deutschen Protestanten zusammengeht, so erlebt man geradezu wunderbare Dinge. Viele wissen besser Bescheid über die Religionsysteme und Göttergeschichten der antiken und modernen Heidenvölker, als über den Glauben und die Lehre ihrer Kirche und das, was in der Kirche vorgeht. Einem Katholiken gegenüber sind sie alsbald geschlagen.

2. Man helfe dafür sorgen, daß unsre Kirchen und gottesdienstlichen Einrichtungen nicht gar zu dürftig neben den katholischen stehen. Es ist durch-

aus nicht wahr, daß in Deutschland alles Geld bei den Juden sei; wir haben sehr viele reiche Evangelische, die nach allen Seiten mit freigebiger Hand ihre Gaben austheilen, aber gegen unsre evangelische Kirche und ihre Anstalten bisher ihre Hand fest zuhielten. Sie mögen sie weit öffnen. Warum müssen unsre Kirchen so kahl und nüchtern sein? Warum geht es mit der Einführung von Kirchengesangsvereinen nicht besser vorwärts? Warum klagen unsre Anstalten der äußern und innern Mission über Mangel, während den katholischen Anstalten mehr zufließt, als sie brauchen? Es ist eine Wendung zum Bessern eingetreten, aber es könnte noch viel besser werden.

3. Man trete selbst zur Kirche in ein besseres Verhältnis. Es herrscht jetzt die Orthodoxie, und mit der kann ich mich nicht befreunden, wird mancher sagen. Das ist in manchen Landeskirchen richtig, und diesen wäre etwas mehr Duldsamkeit und Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart zu wünschen. Wir haben aber auch Landeskirchen, wo alle auf dem Boden des Christentums stehende Parteien einträchtig zusammenwirken, wo Mitglieder des Protestantenvereins, der doch gewiß nicht an Orthodoxie krankt, im Kirchenregiment sitzen. Wenn nun auch dein Prediger orthodoxer ist, als du wünschst, so stehst du doch in vielem mit ihm auf gleichem Boden, z. B. ist das ganze große Gebiet der christlichen Sitten allen Parteien gemeinsam. Thatsache ist es ja, daß in dem gegenwärtigen Theologengeschlecht die positiven Elemente überwiegen, und daß diese auch die tüchtigsten Kräfte haben. Die Heidenmission, die Versorgung der wandernden Arbeiter, die Gründung von Diakonissenhäusern, die Gründung von Anstalten für Epileptische, Blöde und Sieche ist von dieser Seite ausgegangen. Vielleicht war dir auch die Sprache der Predigt, die der Bibelsprache nahekommen muß, fremd, und du hast manches anders aufgefaßt, als es gemeint war. Endlich ist die Predigt zwar immer die Hauptsache bei dem protestantischen Gottesdienst, aber nicht das Einzige, was er bietet. Es werden jetzt Gottesdienste, und zwar unter großem Zulauf abgehalten, die gar keine Predigt haben und doch recht erbaulich sind.

An dem Vorbilde unsrer gebildeten Stände, besonders in den Städten, hängt sehr viel. Die Landbevölkerung sieht ihr Vorbild in der städtischen. Was sie dort sehen und hören, ahmen sie nach, so gut sie es können und verstehen. Wenn also die Gebildeten, wie in der Einfachheit und Mäßigkeit, so auch in der Frömmigkeit dem Landvolke ein gutes Beispiel gäben, so wäre auch des Pfarrers Aufgabe in seiner Landgemeinde wesentlich leichter zu erfüllen.

Der protestantische Pfarrer von heute hat keine Sinecure; die Verhältnisse sind nicht mehr so, wie sie damals waren, als Boff seine Luise schrieb, es wird ihm sehr schwer, der Hirte seiner Herde zu werden. Der Bauer hält von Haus aus nicht viel von geistiger Arbeit; Pfarrer und Schullehrer, die von ihm

beharrlich mit demselben Maße gemessen werden, gelten ihm, wenn er mit seinem Lose unzufrieden ist, als glückliche Faulenzen. Die Grenzboten brachten kürzlich einen Aufsatz, worin die Täuschungen geschildert wurden, die ein neu angetretener junger Pfarrer im ersten Jahre seiner Thätigkeit zu erfahren hatte. Ähnliches und noch Niederschlagenderes erlebt jeder, der dieses Amt wählt. Wir brauchen die Besten aus unsrer Jugend! Man helfe dazu, daß die Besten kommen, man weigere auch den eignen Sohn nicht dem Dienste der Kirche, man begleite mit seiner Teilnahme das Wirken des protestantischen Landpfarrers, wenn man zu denen gehört, die wollen, daß unser schönes, großes, herrliches Vaterland in den Grundlagen seiner Macht und Kraft erhalten werde.



Der Zunftzwang



aß der Handwerkerstand als gewerblicher Mittelstand das Hauptbollwerk gegen die Sozialdemokratie bilden würde, wenn seine Wiederherstellung gelänge, ist schon längst ein Gemeinplatz geworden. Ein Teil der Fabrikarbeiter würde dann in den Gesellenstand zurücktreten, und die Gesellen würden sich nicht mehr als „Arbeiter,“ sondern wieder als Gehilfen des mitarbeitenden Meisters und als zukünftige Meister fühlen und benehmen. Die unglückselige Spaltung in „Arbeitnehmer“ und „Arbeitgeber“ würde auf einen geringern Umfang zurückgeführt werden. Nachdem durch die kaiserlichen Erlasse die Arbeiterfrage aufs neue in Fluß geraten und in ein andres Bett gelenkt worden ist, werden sich auch die Handwerker mit ihren Beschwerden und Wünschen bald wieder melden, umso mehr, als der Kaiser schon wiederholt lebhafteste Teilnahme für ihre Bestrebungen geäußert hat. Da ist es denn an der Zeit, es auszusprechen, daß die Zünftler unter schadenfroher Beihilfe ihrer Feinde den Wagen gründlich verfahren haben. Erstens schon dadurch, daß sie immer vom Handwerk in der Einzahl sprechen, während doch die verschiedenen Handwerke sich in sehr verschiedenen Lagen befinden und ganz verschiedene Bedürfnisse haben; wenn irgendwo, so war hier auf diesem reichen und bunten Gebiete das Verallgemeinern vom Übel. Zweitens dadurch, daß sie den Zwang in den Vordergrund stellen, und damit nicht allein bekunden, wie wenig sie das Wesen ihrer Vorbilder, der alten Handwerkerkörperschaften, und ihre eignen Bedürfnisse begriffen haben,